



Workshop-Berichte

1. „Ausgeschnittene Wirklichkeit – Die Macht des Bildermachers“

Sommer 1991. Der Kanzler macht wieder einmal Urlaub am Wolfgangsee. Ort des Pressetermins: eine menschenleere Sennerwiese, in der Mitte Kohl, idyllisch drapiert auf einem Traktor neben einem Bauer. Zu Füßen des Traktors seine Frau Hannelore mit Hund. Davor ein Pulk von rund hundert Pressefotografen. Angesichts solcher Selbstinszenierungen, die Ort und Perspektive exakt vorschreiben, bleibt von der Macht des Fotografen oftmals nur Ohnmacht übrig. „Solche Szenen sind heute keine Seltenheit mehr“, klagt Wolfgang Maria Weber, freier Fotograf unter anderem für die Zeitschriften „Spiegel“ und „Hörzu“. „Politiker, Manager und Unternehmen wollen die Kontrolle über die Bilder, über ihr Image behalten. Oft müssen die Fotografen Knebelverträge unterzeichnen, in denen sogar die Minutenzahl festgelegt wird, um überhaupt fotografieren zu dürfen.“ Die einzige Möglichkeit auf die Selbstinszenierung zu reagieren: Gegeninszenierung. „Wir Fotografen versuchen die Selbstinszenierung auszutricksen und selber zu inszenieren. Schließlich führt der Fotograf im Foto Regie und kann die Stimmung, den Ausschnitt und die Tendenz des Fotos bestimmen“, so Weber.

Auch im Alltagsgeschäft läuft ohne Inszenierung nichts mehr. „Die Wirklichkeit ist einfach zu unfotogen“, stellt Wolfgang Maria Weber lakonisch fest. „Oft klaffen Anspruch und Wirklichkeit völlig auseinander, die Inszenierung wird zur Notwendigkeit, um Bilder zu bekommen, die dem Publikum gefallen“. Ursachen für die gehobenen Ansprüche sind auch die veränderten Sehgewohnheiten der letzten zwanzig Jahre. Genühten in den achtziger Jahren Schwarz-Weiß-Bilder, auf denen das Ereignis dokumentarisch festgehalten wurde, rufen diese heutzutage nur noch Langeweile hervor. Die Zuschauer und Leser verlangen Unterhaltung. Vor allem das Privatfernsehen und Videoclips haben die Sehgewohnheiten geändert und die optische Reizschwelle angehoben. Die „Realität“ genügt den Ansprüchen des MTV-Zeitalters nicht mehr, um die Aufmerksamkeit der Leser zu erregen. Den Fotografen bleibt nichts anderes übrig, als die Bildinhalte und -sprache den neuen Rahmenbedingungen anzupassen.

Doch der Einfluss der Zuschauer und Leser reicht noch weiter: In unserer schönheitsfanatischen Gesellschaft haben Menschen, die dem Ideal nicht entsprechen, wenig Platz. „Früher erhielt ich einfach den

Auftrag, einen Arzt zu fotografieren. Heute heißt es, ich soll eine schöne, junge Ärztin abbilden“, so der Fotograf. Für Themen wie Alter, Krankheit oder Siechtum gäbe es in der jetzigen Zeit wenig Raum. Einher geht eine Ästhetisierung der Bilder: Die Wirklichkeit soll möglichst hübsch verpackt werden, gefragt sind positive Bilder. Und dies geschieht vor allem mit Hilfe des Lichts. Vor Ort arbeiten die Fotografen hauptsächlich mit Studioblitzanlagen, um so die unphotogene Wirklichkeit radikal zu verwandeln. Durch dieses Stilmittel aus der Werbung können die Fotografen die Wirklichkeit entsprechend des Themas umbauen, können Stimmungen und Blickwinkel hervorheben. „Wenn wir wollen, können wir hier sehr gut manipulieren“, so Weber. Und die digitale Nachbearbeitung gibt den Fotos den letzten Schliff, sei es bei der Helligkeit, dem Kontrast oder der Schärfe.

Um ein gewisses Maß an Inszenierung kommt im Arbeitsalltag kein Fotograf herum. Denn was ist schon Wirklichkeit, die sich innerhalb von fünf Sekunden ändern kann? Oftmals spielt sich Wirklichkeit auf vielen Ebenen ab. Vor Ort präsentiert sich in einem Moment eine andere Wirklichkeit, als sie im größeren Zusammenhang generell richtig wäre. Was wirklich ist? Ein Kanzler auf dem Traktor sicherlich nicht.

Barbara Litzlbeck

2. „Ansehnliche Bilder – Die Sicht des Programmverantwortlichen“

Die Ereignisse des 11. September, als von Terroristen gelenkte Flugzeuge die Twin Towers des World Trade Centers in New York zum Einsturz brachten, hat Christian Herrmann live miterlebt. Aber nicht vor Ort in New York. Der Chef vom Dienst der ARD-Nachrichtensendung „Tageschau“ befand sich in einem Redaktionsraum der Hamburger ARD-Zentrale. Dort beobachtete er die Bilder einer Kamera, die auf dem World Trade Center installiert war. Wenige Minuten später konnte auch der Fernsehzuschauer diese Bilder auf dem Fernsehschirm verfolgen.

Noch vor 30 Jahren wäre solch eine schnelle Bildübermittlung undenkbar gewesen – doch heute, so Herrmann, wird auch in der Berichterstattung nahezu live gesendet. Die Entscheidung, welches Bild dem Zuschauer präsentiert wird, fällt in Minuten, oft gar in Sekunden. Denn auf dem von privaten und öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten hart umkämpften Nachrichtenmarkt gewinnt der Schnellste. „Wir haben uns auf den Irak-Krieg lange und gut vorbereitet, damit wir die ersten sind, die Bilder vom Ausbruch des Krieges senden“, bestätigt Herrmann den enormen Zeitdruck. Doch der kann manches Mal auch zum Problem werden.

Denn trotz Sorgfalt der Redakteure werden die Medien oftmals benutzt. Gerade im ersten Golfkrieg sei eine Reihe von propagandistischem Material auch in den öffentlich-rechtlichen Anstalten verwendet worden. Deshalb rät Herrmann gerade den jungen Journalisten, sich „wie der ungläubige Thomas“ zu verhalten. Als Redakteur solle man zunächst nichts und niemandem glauben und am besten alle Informationen doppelt und dreifach überprüfen. Doch da ist wieder das Problem mit der Zeit oder mit der „Sucht nach Geschwindigkeit“, wie Herrmann es bezeichnet.

Die Verantwortlichen der „Tagesschau“ verwenden in der Regel das Material der eigenen Korrespondenten und beteiligen sich am weltweiten Nachrichtenaustausch der öffentlich-rechtlichen Programme. Diese Quellen seien vertrauenswürdig. Eine hundertprozentige Echtheit des Materials könne jedoch nie garantiert werden, muss Herrmann eingestehen. Verwendete Quellen, die bekannt, jedoch schwer einzuschätzen sind, werden in der „Tagesschau“ gekennzeichnet. Ist die Quelle nicht bekannt, so wird sie auch nicht in die Berichterstattung eingebunden.

Ein weiteres Kriterium, ob Bilder gezeigt werden, ist die Art der Darstellung von Gewalt. Grenzen und Tabus mag Herrmann für die „Tagesschau“ aber nicht aufzeigen. Auffallend plakative und gewaltverherrlichende Bildfolgen schließt er zwar für ARD-Nachrichten gerade im Nachmittags- und Vorabendprogramm aus. Der Chef vom Dienst gibt allerdings auch zu bedenken, dass es Aufgabe von Nachrichtenprogrammen sei, authentische Bilder zu übermitteln. Herrmann: „Man darf etwa einen Anschlag nicht dadurch verharmlosen, indem man nicht alles zeigt.“

Irene Haider

3. „Selbstbestimmter Konsum – Die Kompetenz des Zuschauers“

Kann man Bilder lesen, so wie Texte auch? Nach Meinung des Züricher Medienforschers Christian Doelker ist es möglich, die Bedeutung von Bildern erschließen zu lernen – egal, ob es sich um ein Gemälde, ein Pressefoto oder um Fernsehbilder handelt. Das Problem beim Bilderlesen: Anders als das Wort hat das Bild eine offene Bedeutung, die sich im Lauf der Zeit ändern kann und die auch von Betrachter zu Betrachter unterschiedlich empfunden wird. Ausnahme hierbei sind nur Piktogramme oder Verkehrsschilder. „Ein Bild ist wie ein Kind, das selbstständig wird“, so charakterisiert Doelker diese offene Bedeutung der Bilder. Zu ihrer Systematisierung hat er eine Methode des Bilderlesens entwickelt.

Drei Schritte sind nach Doelker bei der Bildinterpretation notwendig: die subjektive Assoziation des Betrachters, das Herausfiltern der im Bild

angelegten Bedeutungen und die Aussage, die der Bildmacher oder Künstler mit seinem Werk machen will. Am schwersten fassbar sind die im Bild selbst angelegten möglichen Bedeutungen. „Ein Bild ist eben mehr als ein Bild“, sagt Doelker. Er geht davon aus, dass sich die Bedeutung eines Bildes aus folgenden Schichten zusammensetzt:

1. spontane Bedeutung (nonverbale Signale)
2. feste Bedeutung (konventionalisierte Bildzeichen)
3. latente Bedeutung (symbolische Aussage)
4. deklarierte Bedeutung (was die Legende sagt)
5. artikulierte Bedeutung (was die Gestaltung sagt)
6. kontextuelle Bedeutung (was das Gesamtwerk sagt)
7. intertextuelle Bedeutung (was die Motivgeschichte sagt)
8. transtextuelle Bedeutung (was Biografie und Zeitgeschichte sagen).

Das Schichtmodell kann nicht nur zur Analyse von komplexen Gemälden, sondern auch von alltäglichen Bildzeichen dienen. Doelker macht einen Vorschlag, wie man zum Beispiel das Euro-Zeichen neben der festen Bedeutung der Bezeichnung dieser Währung noch interpretieren könnte: „Als latente Bedeutung könnte man den Doppelbalken als Symbol für Stabilität sehen. Die artikulierte Bedeutung – die Gestaltung als Kreis – lässt an den Umriss einer Münze denken. Den Doppelbalken findet man auch beim Dollarzeichen, damit signalisiert er ‚Währung‘. Gleichzeitig stellt der griechische Buchstabe Epsilon einen intertextuellen Bezug zu Griechenland als Wiege der europäischen Kultur her.“ Die Schichten sind in jedem Bild unterschiedlich ausgeprägt, doch zusammengekommen fügen sie sich zur Gesamtaussage und verleihen dem Bild seine Tiefe und Vieldeutigkeit.

Für den Konsumenten von Zeitungsfotos und Fernsehbildern kann das Modell eine Hilfe sein, sich das anzueignen, was Doelker „Bildkompetenz“ nennt: „Dazu gehört, sich nicht von Bildern fremdbestimmen zu lassen, Bildmanipulationen zu durchschauen, Bilder richtig einzuschätzen, ihre Bedeutungsebenen zu erkennen, den Bezug von Bildern zur Realität herzustellen.“ Für Doelker ist diese Fähigkeit in einer Gesellschaft, die immer stärker von optischen Eindrücken geprägt ist, ebenso wichtig wie die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben. Die Voraussetzung für den kritischen Umgang mit Bildern ist ganz einfach, aber grundlegend: für neue Bilder offen zu sein und sich mit Vergnügen auf sie einzulassen.

Patricia Hertel

Literaturhinweis: Christian Doelker: Ein Bild ist mehr als ein Bild. Visuelle Kompetenz in der Multimedia-Gesellschaft. Stuttgart, 3. Auflage 2002.

4. „Dosierte Kontrolle – Die Kriterien der Medienaufsicht“

„Der folgende Beitrag ist nicht für Kinderaugen geeignet“, sagt die Moderatorin eines vorabendlichen Boulevardmagazins eines Privatsenders: Ein Mann hat seine Frau niedergestochen, hat sie vor sich liegen und sticht vor den Augen des fünfjährigen Sohnes und zahlreicher umstehender Nachbarn wiederholt in den Bauch der Frau. „Vergeblich versucht der Sohn, den Vater davon abzubringen“, kommentiert der Sprecher des Beitrages. Immer wieder wird die Szene gezeigt. Auch die Moderatorin des Workshops „Dosierte Kontrolle – Die Kriterien der Medienaufsicht“ wollte den Teilnehmern diesen Beitrag nicht vorenthalten – als Beispiel für missachteten Jugendschutz.

Verena Weigand, zuständig für Jugendschutz und Medienpädagogik bei der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien in München, berichtete über den Jugendschutz in Rundfunk und Telemedien, insbesondere nach dem 1. April 2003. Denn seit diesem Tag ist der Jugendschutz nicht nur zwischen Bund und Ländern klarer organisiert und der neuen Medienvielfalt angepasst. Seitdem liegt auch die Verantwortung für den Jugendschutz bei den privaten Fernsehanbietern selbst: Die meisten von ihnen haben sich in der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) zusammengeschlossen. Die Kommission für Jugendmedienschutz (KJM) hat die Aufgabe, die Einrichtungen der Selbstkontrolle zu genehmigen. Sie darf aber keine Sanktionen mehr verhängen, selbst wenn sie in eigener Zuständigkeit anderes entschieden hätte.

Der Beitrag mit dem Messerstecher wurde zwar noch zu Zeiten des alten Jugendschutzes ausgestrahlt, doch nutzte ihn Verena Weigand als Fallbeispiel, um die Workshop-Teilnehmer einmal selbst Jugendschützer spielen zu lassen: Anhand des Jugendmedienschutz-Staatsvertrages besprachen die Kleingruppen die gestellten Aufgaben: Verstößt dieser Beitrag gegen die Bestimmungen im Staatsvertrag? Wenn ja, gegen welche? Und: War der Beitrag vorlagefähig, das heißt vor der Ausstrahlung von der Freiwilligen Selbstkontrolle prüfbar?

Alle Gruppen zweifelten an dem öffentlichen Interesse, wiederholt die Messerhiebe des Mannes zu zeigen: „Schließlich wäre es doch eher um die Frage gegangen, warum die Umstehenden lange Zeit nicht einschreiten“, meinte ein Diskutant. Besonders „reißerisch“ sei die mehrfache Wiederholung der brutalsten Szene gewesen. Als beeinträchtigend für die Entwicklung eines Kindes empfanden die Teilnehmer die Schlüsse, die ein zuschauendes Kind aus dem Beitrag ziehen könne: Ein Kind könnte sich mit dem kleinen Jungen identifizieren und so schließlich das eigene familiäre Umfeld als bedrohlich empfinden: Ob nicht der eigene Vater vielleicht auch zu einer solchen Tat in der Lage wäre?

Die Referentin schilderte die Lösung des Falles: Zunächst sei dieser ein „Meisterstück unseriöser Berichterstattung“ gewesen, da völlig unklar geblieben sei, wann die Tat passiert sei und woher das Material stammte. Auch die Tatsache, dass einem Polizeipsychologen das Video vorgespielt und von ihm kommentiert wurde, belege die „Dreistigkeit“ der Redaktion, so Verena Weigand: „Der Polizei konnte man es offenbar vorspielen, der Selbstkontrolle nicht.“

Unzulässig nach § 4.1 des Jugendmedienschutz-Staatsvertrages war die Ausstrahlung des Beitrages, weil die Menschenwürde des gezeigten Kindes und seiner Mutter durch die wiederholte Darstellung ihres Leidens verletzt wurde. Entwicklungsbeeinträchtigend nach § 5 war, dass der im Vorabendprogramm, also für Kinder unter 12 Jahren „freigegebene“ Beitrag sehr komplex war: „Jüngere Kinder verstehen die Filmsprache noch nicht“, sagte Weigand. Dass die Misshandlungsszene nach dem Abtransport der verletzten Frau noch einmal gezeigt wird, müssten Kinder so verstehen, dass das Grauen doch noch weitergegangen wäre. Niemals hätte dieser Beitrag vor 20 Uhr gezeigt werden dürfen.

Die Jugendschützer verhängten für den Beitrag eine Strafe von 50 000 Euro, was die Redaktion auch akzeptierte. Ob die jetzt dafür zuständige Selbstkontrolle der privaten Rundfunkanbieter ähnlich konsequent handelt, ist noch nicht zu beurteilen, sagt Weigand: „Bisher gibt es noch keine Daten darüber, ob seit dem 1. April 2003 mehr jugendgefährdende Beiträge zu sehen sind. Auf alle Fälle müssen die Sender aber mehr mit der Selbstkontrolle zusammenarbeiten und Beiträge vorlegen.“ Dass die Kontrolle nun in den Händen der Macher selbst liegt, empfindet Verena Weigand „schon als gewisses Risiko“. Aber sollten sich die Erwartungen an sie nicht erfüllen, dann kann dieser Teil des Staatsvertrages Ende 2006 wieder gekündigt werden.

Weigand hofft aber, dass die Sender den Jugendschutz ernst nehmen. Sie selbst wird jedenfalls weiter stundenlang Sendungen und Internetangebote auf jugendgefährdende Inhalte prüfen: „Wir müssen das anschauen, stellvertretend für die Gesellschaft.“

Martin Zöllner